

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 251 (1978)

Artikel: Die Totenerwecker
Autor: Schilling, Helmut
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

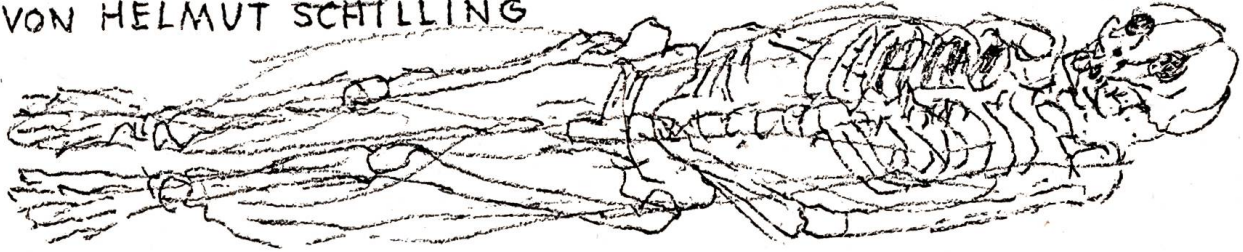
Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE TOTENERWECKER

NACH EINER VERGESSENEN PARABEL

VON HELMUT SCHILLING



Illustrationen von Heiner Bauer

«Eia!» jauchzte der Grosse. «Dort steht ja ein Wirtshaus!»

Sein Wandergefährte, der Kleine, wankte neben ihm dahin und drohte zusammenzubrechen. Wohl sah er das Wirtshaus gleich hinter der niederen Brücke, sah die Stadtmauern und den Kirchturm, stöhnte jedoch: «Was nützt ein Wirtshaus, was nützt ein ganzes Städtchen, wenn wir kein Geld mehr im Beutel haben! Kost, Trank und Lagerstatt – Einbildung! Von Einbildung kann man nicht leben.»

Aber wie das einmal auf der Welt so ist: wem Heiterkeit im Herzen hüpft, kommt leichter voran. So stützte und schob der Grosse seinen Kameraden, überquerte mit ihm das Brücklein, hielt vor dem Wirtshaus an und rief dort fröhlich: «Herr Wirt!»

Der erhob sich vom Tisch, an dem er im Garten mit dem Bürgermeister und dem Stadtarzt zusammengesessen, und fand als gewitzter Mann gleich heraus, worum es sich drehte. «Mit nichts bekommt man nichts!» war sein kurzes Wort.

«So wollt doch verstehen, wir sind Studenten der Medizin und unterwegs zur nächsten Universität. Unsre Strasse ist lang. Lasst Ihr uns vor Eurem reichen Hause sterben – schaut nur meinen ermatteten Gefährten –, so macht Ihr verantwortungslos genau das Gegenteil von dem, was unsereiner tut: den Menschen Leben geben.»

Der Stadtarzt horchte auf und wischte mit dem Daumen den Bierschaum von den Zipfeln seines Schnurrbarts: «Leben geben? Medizinstudenten? Was könnt ihr denn schon!»

«Sink hin!» flüsterte der Grosse – und der Kleine tat's. Verdrehte die Augen, zeigte beinahe nur noch Weiss. Rührte sich nicht mehr. Verdurstet oder verhungert oder von der Wanderung erschöpft. Lag da, starr und tot – das war traurig.

Doch der Grosse schnaufte dreimal tief, neigte sich behutsam über den Freund, strich ihm mit beiden Mittelfingern quer über die Stirn, hauchte gegen sein Herz, machte umständliche Bewegungen mit den Ellbogen, sogar mit den Mundwinkeln, sprach plötzlich lateinisch und rief den Toten ins Leben zurück.

«Donnerwetter!» murmelte der Stadtarzt.

«Wunderbar!» beglückwünschte sich die stramme Wirtin, die dazugekommen war und an dem Grossen sogleich Gefallen fand. «Ganz wunderbar ist das! Ein Totenerwecker! Der muss uns in der Stadt bleiben, und zwar hier im Haus!»

«Was? Bei uns?» ergrimte sich der Wirt. «Hast dir wieder einmal einen Hübschen ausgesucht, der bleiben soll! Daraus wird nichts. Und wer würde bezahlen?»

«Ich», entschied der Bürgermeister zutiefst beeindruckt. «Jedenfalls bezahle ich das Lager für

die künftige Nacht. So etwas hab ich noch nie gesehen. Unsre Stadt hat hohe Gäste. Können wie die! Tot sein und gleich wieder leben!»

«Bester Herr Bürgermeister, hm, verzeiht, Ihr steht zwar an der Spitze unsrer Stadt, doch Ihr seid, wenn ich mich so ausdrücken darf, wirklich...»

«Verschnapp dich nicht!» fiel die Wirtin ihrem Mann ins Wort. «Unser Herr Bürgermeister ist Politiker und folglich ein hochgeistiger Mann, weiss, was richtig und wichtig ist. Sieht die Dinge im wahren Licht. Wir nehmen die Wanderer auf und fühlen uns sehr geehrt. Tretet ein!»

Sie machte einen so einladenden Knicks, wie ihr ihn niemand zugetraut hätte, kündigte einen erlesenen Wein an, eine reichliche Mahlzeit und die weichsten Betten, da diese aus lauter Flaum von den Enten im Flösslein stammten.

Stirnrunzelnd stand der Wirt.

Da kam eben Lenchen daher, ein reizendes, fast schon erwachsenes Kind mit hellblonden Locken und einem lieblichen Kinn, das von den Härten des Lebens noch nicht kantig gemacht worden war. Gerade schickte sie sich an, ihren Vater, den Bürgermeister, zum Abendessen zu bitten, da legte sie plötzlich die Hand, die merkwürdig zu zittern begann, auf die Lehne eines Stuhls und fragte benommen: «Wer ist das?»

Die Wirtin: «Du meinst den Grossen? Den Hübschen? Ein Totenerwecker ist das! O, ein ausserordentlicher Mann.»

«Ich meine...» Ein zärtliches Rot glitt über Lenchens Gesicht. Sie fühlte, wie auch der Kleine aufmerkte und sie mit Augen betrachtete, wie das eigentlich unterwegs nicht schicklich ist. «Nein, ich meine den andern.»

Da frohlockte es im Busen der Wirtin befreit; denn an den Kleinen hatte sie nicht gedacht. «Auch der ist ein Totenerwecker, meinethalb. Vorzügliche Mediziner auf der Reise und ziehn...»

«Wohin?» Das war eine Frage, als erwarte das Kind, dass die Antwort heisse: «Komm mit, Lenchen, komm mit!»

Rasch erhob sich da der Bürgermeister, um mit Lenchen heimzugehen; er mochte solches Spiel der Augen nicht. Der Wirt sammelte verdrossen die Batzen und folgte mit seinem eilfertigen Weib

ins Haus. Dem Stadtarzt schmeckte plötzlich das Bier nicht mehr; er misstraute der Sache mit den Toten.

Das vorhin war kein Beweis! brummte er vor sich hin. Oder vermöchten die beiden Landstreicher tatsächlich mehr als ich? Zugegeben, die Wissenschaft macht unerhörte Fortschritte, nur uns im Städtchen erreicht sie noch nicht. Ich müsste den Burschen genauer auf die Finger sehn! – «Könnt ihr», so forderte er heraus, «auch auf dem Gottesacker, wo die Toten schon seit Jahren liegen, solch ein Werk vollbringen?»

«Wie Ihr begehrt; ganz wie Ihr begehrt: gleich morgen um die Mittagszeit, sagen wir Schlag zwölf. Dann kommt Ihr mit der gesamten Bürgerschaft und schaut zu!» Zum Freund gewandt aber flüsterte der Grosse: «Bis dahin ziehen wir unbehelligt ins Land und sind fort!»

«Abgemacht, morgen um zwölf, wenn alle dabei sind.» Der Stadtarzt brachte einige drohende Runzeln auf seine Stirn, griff zum Hut, der auf dem Tische lag, und trottete hinter dem Bürgermeister und dessen Töchterlein in die Stadt.

Auf diesem selben Tisch aber breiteten sich eine Stunde später die herrlichsten Gerichte. Wein von der Mosel, gelbgolden und kühl, stand bereit. Ein Süsslein zuerst, dessen Würze nach dem fernen Persien und Indien schmeckte. Zwei grossmächtige Forellen schmiegen sich auf der Platte, die Butter brutzelte. Dann der Hammelbraten, duftend zubereitet von kundiger Hand und übergossen von dunkler Brühe, die lecker in die Nudeln floss. Hernach wolkenweiss geschlagener Rahm und schmelzend süsse Früchte dabei. Der Grosse und der Kleine schmausten, tranken und lachten.

Das alles hatte die Wirtin zu richten befohlen. Stolz trat sie aus der Türe: «Schmeckt's? Ach, ist das eine angenehme Zeit. Wenn ihr nur länger bliebet! Eine Gestalt wie die Eure, grosser, hübscher Herr, ist mir noch nie begegnet. Einzig, nehmt mir's nicht übel, Eure Hosen erscheinen mir doch ein bisschen zu kurz und reichen nicht einmal bis auf die Knöchel, während Euer Kamerad die seinen aufkrepeln muss, damit er nicht auf sie tritt. Ein Scherz ist das, bloss ein Scherz für etwas staubige Wanderer; im übrigen

meine ich's wirklich ernst, hübscher, grosser Mann. Noch einen Krug Wein?»

Solch ein Anerbieten hörte sich verlockend an, und der Grosse beteuerte, es sei eine Lust, an diesem Tische zu leben. Er und sein Freund wollten für die Gastfreundschaft ein gleiches tun und am nächsten Mittag dieser selben Stadt zuliebe irgendeinen teuren Verstorbenen lebendig aus dem Gottesacker heben.

«Wahrhaftig? Totenerweckung in aller Öffentlichkeit? Das muss ich gleich meinem Mann und der ganzen Stadt berichten. Trinkt nur, bestellt, wie's Euch beliebt!» Und fort war sie, zuerst im Haus und dann in den paar Gassen der Stadt. Zu der Frau des Kaminfegers lief sie



Das alles hatte die Wirtin zu richten befohlen. «Schmeckt's? Noch einen Krug Wein?»

und zu dessen Schwester und Schwägerin; zu den beiden Brotbäckern, damit sich in deren Verkaufsläden die Nachricht raschestens verbreite; zum Küster der Kirche, von wo aus um die nächste Mittagszeit ein gewaltiges Glockengedröhn erschallen möge; zu der Hebamme und zu der Küfersfrau sogar, die zu eben dieser Zeit ein Kind erwartete und sich gewiss nicht zu dem bedeutenden Anlass auf dem Gottesacker schleppen konnte.

«Dass auch du, mein Freund, mich jetzt verlässt, begreife ich gern», schmunzelte der Grosse und blickte vom Glase auf. «Willst doch bestimmt dein ... wie ist doch der Name? Lenchen? ... wiedersehn. Geh nur, geh, und freu dich! Mir genügt's, wenn mich zu dieser geruhssamen Stunde die kirre Wirtin nicht belästigt.»

Er schlürfte den Wein, lehnte sich in den Stuhl zurück und dachte an das Leben. Morgen? Ist der morgige Tag das Leben? Sind nicht ganze Jahrzehnte das Leben; muss einer sich nicht durchschlagen auf tausend Wegen und ein fertiger Mann werden, dort, wo keine so aufsässige Wirtin wohnt? Ja, weiterwandern aus dieser einfältigen Stadt! Immer weiterwandern! So will's das Leben.

Da erschien die Stufen herab der Wirt. Der hielt einen Zipfel seiner vorgebundenen Schürze in der Hand und knetete verlegen das Tuch. Ein Wirt verlegen? Der reichste Mann der Stadt und vor ihm ein mittelloser Student! Er rieb die Lippen übereinander und sammelte sich. Liess das Schürzentuch los und nahm Platz.

«Wenn Ihr mich begreifen wolltet!» rückte er heraus. «Nicht etwa, dass ich Euch besonders schätzte! Beileibe nicht. Keineswegs. Meine Frau fällt auf Leute Eurer Art immer wieder herein. Sie ist, was ich bis dahin noch niemandem ins Ohr geflüstert, doch jetzt sag ich's laut heraus: ein Rindvieh. Ein liebes zwar, aber ein blödes. Ihre runden, prallen Brüste habe ich gern; nur: diese Brüste, Ihr habt sie ja erraten müssen unter dem Mieder, begehren immer nach mehr. Ach, diese Frau!»

«Warum sagt Ihr mir das?»

«Eigentlich, ich wiederhole es, mag ich Euch nicht. Ihr seid zu gefährlich. Aber da habe ich einen Grund, Euch trotzdem einzuladen, recht

lange bei uns zu bleiben. Vierzehn Tage zumindest als mein hochwillkommener Gast. Bei Speise, Trank und Nächtigung. Ohne jede Mühe einer Betätigung. Ja? Ihr bleibt? Sagt zu!»

«Noch versteh ich Euch nicht.»

«Seht, wenn Ihr morgen auf den Kirchhof geht und dort, wie mir mein Weib berichtet, irgendeinen, der da in der Wirre herumliegt, wieder zum Leben erweckt, könnte es – mir graut vor dem Gedanken – zufällig mein eigener Oheim sein, der mir dieses herrschaftliche Wirtshaus als Erbe vermacht hat, und ich wäre – tatsächlich, mir graut! – von Stund an wieder ein erbärmlich unansehnlicher Koch. Bleibt, ich bitte Euch dringend, bleibt als mein Gast, verzichtet auf die Totenerweckerei und zieht später einmal weiter, ganz nach Belieben, wann. Nur – habt Ihr verstanden? – tut nicht, was die Stadt jetzt erwartet!»

War das ein Vorschlag! Mit gehetzter Miene, in seinem Reichtum armselig in Angst, starrte der Wirt auf den Grossen, der ruhig zugehört hatte und dann meinte, er wolle sich's überlegen.

«Überlegt's! Überlegt's!» keuchte der Wirt, füllte das Glas des Kleinen, kippte es, füllte es wieder, schluckte erschöpft. –

Inzwischen hatte der Kleine sein Lenchen gefunden. Das stand am Brunnen des Marktplatzes und schaute hinein. Einfach so hinein und war doch nichts drinnen als Wasser. Wie er herantrat und mit leichtem Finger ihren Nacken berührte, hob sie den Kopf und war glücklich.

Sie brauchten keine Worte zu wechseln, als sie nebeneinander durchs jenseitige Stadttor hinausgingen und die Wiesen durchquerten, um in die Rebhänge zu gelangen, wo die Weinbergschnecken über den schmalen Pfad krochen, langsam, langsam, vielleicht sogar mit einem Ziel? Die beiden senkten den Blick, keine Schnecke zu zertreten. Und langsamer gingen auch sie, und dann und wann blieben sie stehn.

O du wunderbar kühlende Abendluft, wenn Stirn und Wange so heiss sind, obwohl man ohne Eile wie die Schnecken vorankommt! O du später Ruf der Vogelmutter, wenn zugleich der Ruf im eigenen Herzen erklingt! Du schöner Weinberg du! Rings neigte sich die Nacht, und der Heimweg war so, dass keine Schnecke mehr auf

dem Pfad zu sehen war und dass eine Hand die andere führen musste.

«Bis morgen!» versicherte er vor dem Hause des Bürgermeisters und küsste sie. Es war nicht der erste Kuss. –

Am andern Morgen stand die Wirtin neben dem reich gedeckten Frühstückstisch im Garten und stellte fest: Sieh mal an, sie haben ihre Hosen gewechselt, der Grosse die zu kurzen, der Kleine die zu langen; beiden fallen sie jetzt genauestens bis auf den Schuh! Das ist doch ein aufmerksamer Herr, dieser Hübsche! Gibt auf alles acht, was man sagt. Bemüht sich redlich. Ich wünsche ihm für sein Werk im Gottesacker tausendmal Glück! Stand da und verzehrte ihn mit den Blicken.

Der Wirt jedoch gaffte misstrauisch aus dem Fenster: Noch immer überlegt er! Soll ich ihm anbieten, ewige Zeit mein Gast zu bleiben? Billiger käme mich's gewiss als der Verlust meiner Erbschaft. Aber dieses verfluchte Weib!

Der Kleine seinerseits rückte bald den Stuhl und stand auf. «Geh nur», rief ihm der Grosse verständnisvoll nach. «Versäume aber nicht, vor Mittag zurück zu sein! Noch weiss ich nicht, was dann geschieht; man erwartet uns. Siehst du, da erscheint schon der Stadtarzt.»

Einen Beutel Geld schleppte dieser in der Rechten und hielt in der Linken ein gerolltes Pergament. Forderte: «Frau Wirtin, es wäre mir lieb, Ihr liasset mich jetzt mit meinem jungen Kollegen allein. Bitte! Danke!»

Was er, mit dem Grossen alleingelassen, weiterhin sagte, war dies: er sei in der Stadt, das könne er beteuern, ein höchst angesehener Mann. Ihm falle das Vertrauen jedes Bürgers zu. Überhaupt gebe es hier keinen gebildeteren Menschen (der Bürgermeister tue nur so), und die Wissenschaft gehe ihm über alles. Ja, die Wissenschaft! Knochen seien da zurechtzubiegen, der Irrsinn aus den Augen zu lesen, Harn zu untersuchen, Mittel gegen den Angstschweiss zu verschreiben, zu klistieren, gegen die Waldflohgefahr zu impfen ... summa summarum zu sorgen sei auch für den Letzten in der Stadt. Das verlange Zeit, viel kostbare Zeit, Tag und Nacht. Gewiss, ein Schöppchen Wein gelegentlich dazwischen – denn nicht nur der Tropfen von der Mosel oder vom Rhein sei vorzüglich, es emp-

fehle sich auch der Saft aus Ungarn und Frankreich, aus der westlichen Schweiz und Italien, nicht minder derjenige von Hispania ... summa summarum zu der Weiterbildung in der medizinischen Wissenschaft bleibe kaum eine Minute. Anders hingegen stehe es mit dem Herrn Collega, der dank seiner Jugend von Universität zu Universität reisen und sich das allerneueste Rüstzeug der ärztlichen Kunst beschaffen könne...

«Dazu gehört es, Tote zu erwecken.»

O, Tote erwecken – dagegen habe er im Grunde nichts; das sei nützlich. Bloss möchte daraus gerade für ihn, den Stadtarzt, ein kaum zu ermessender Nachteil erwachsen. Wenn so einer nämlich, den er einst mit Mühe betreut, aus dem Grab auferstehe, würde er bestimmt aller Umwelt verraten, was die Toten dort unten miteinander geflüstert: wie falsch sie alle behandelt worden seien mit Pillen und Fläschlein, wie der Lebensmut gleich einem Fliegenschwarm zerstoß, wie ihnen die Glieder noch unterm Sargdeckel schmerzten, wie nicht einmal die Sandwürmer sich an ihre vergifteten Körper wagten ... summa summarum wie der Stadtarzt doch ein unzuverlässiger Doktor sei, der am liebsten stets einen Krug Wein vor sich stehen habe. Und deshalb – hier klopfte er den Beutel auf den Tisch – solle der junge Herr Collega die klingende Gabe annehmen und gleich noch dazu – jetzt entrollte er das Pergament – auch dieses Diplom, in welchem er ihm ausführlich attestiere, dass er in dieser Stadt einen Toten aufzuwecken nicht nur versucht, sondern zum Jubel der Bevölkerung mit grösster Geschicklichkeit durchgeführt habe. Dringlich jedoch sei er gebeten, noch vor Mittagzeit weiterzuziehen.

Der Grosse legte die Hand auf den Beutel, spürte Silber darin, las das Totenerwecker-Diplom zweimal genauestens durch und meinte: «Ich will's überlegen.»

Überlegen! Die Kiefer des Stadtarztes bebten, als er sich erhob. Nur überlegen! Nur! Noch einmal, bevor er ging, glitt sein enttäuschter Blick über den Tisch; aber da waren bloss der dunkle Kaffee mit den Brötchen, die Butter, der Käse, der Honig und kein einziger Tropfen Wein.

Unter dem Stadttor stiess ihn einer unwirsch zur Seite, genau gegen die Brust, dass die Rippen



Der Stadtarzt klopfte den Beutel auf den Tisch und entrollte das Pergament.

sich verschoben und beinah ein Arzt vonnöten gewesen wäre, wäre er nicht selbst der Stadtarzt gewesen. Der Bürgermeister war's, der herantrat, jäh und ergrimmt. Er schrie:

«Ihr, junger Mensch! Gut, dass ich Euch meinen Zorn gleich mitteilen kann. Euer Freund ist ein Tunichtgut. Ein Springinsfeld. Ein verlauster Gernegross. Erbärmlich wie ein Maulwurf in trockener Erde.»

«Was ärgert Euch so, hoher Herr?»

«Niederer Gemensch! Und nicht einmal fertigstudiert! Geht aber hin und nähert sich frech meinem Lenchen. Drängt sich an sie heran, wo sie auch steht, gestern abend und wieder heut früh! Macht ihr den Kopf heiss. Nimmt sie bei

der Hand. Ich hab's gesehn! Macht sie verrückt und hat nicht einmal Batzen genug für die Wanderschaft.»

«Ist das so schlimm? Wandern ohne Geld ist schön.»

«Wolkenbruch und Blitz! Was hockt ihr also noch da und nehmt Euren Freund nicht sogleich weg von hier. Beahlt hab ich bis heute früh. Jetzt fort, nur fort!»

«Ich überlege ja schon, ob wir gehn!»

«Und zwar gefälligst noch vor dem irren Unternehmen auf dem Kirchhof, von dem die ganze Bürgerschaft fiebert!»

Der Grosse zwinkerte mit den Augen; denn er hatte vom Verhalten des Wirts und des Stadtarztes gelernt. «Ihr befürchtet, gesteht es, dass einer Eurer Vorgänger wieder erwache? Gebt zu, Ihr habt diesen und jenen ins Grab geredet.»

«Wer sagt Euch das?»

«Weiss man! Ihr Politiker seid alle gleich.»

Der Bürgermeister zuckte zusammen und wich aus. «Nicht um die Toten geht's mir. Meine Vorgänger waren Lumpen, Gauner und Schurken. Ihnen geschieht recht, wenn sie wie Sandsäcke liegen. Nein, um die Lebenden geht's. Um Lenchen, mein Kind.» Es blitzte in seinen Augen, blutrot schossen die Adern über die Stirn.

Was soll ich nur tun? fragte sich im stillen der Grosse. Der Wirt will, dass ich bleibe, der Stadtarzt und der Bürgermeister, dass ich gehe. Was wünscht wohl mein Freund?

Da trat etwas ein, was keiner erwartet hatte. Der Grosse nicht, der entrüstete Vater nicht. Der Kleine kam und führte Lenchen an der Hand: «Herr Bürgermeister, ich bitt Euch, gebt mir Euer Kind!»

«Was? Wie? Warum und wozu?» donnerte dieser. «Als gäbe es nur mein Lenchen auf der Welt, ausgerechnet mein Lenchen! Wandert weiter durch die Welt, das rate ich Euch, arm wie Ihr seid; draussen gibt es Tausende, welche die Lippen lockend schürfen und die Augen sehnsüchtig verdrehn – und dabei schwitzen und stinken. Etwas für Euch! Aber mein Lenchen? Nein!»

«Herr Bürgermeister!» mischte sich der Grosse ein. «Seht Ihr denn nicht diesen Beutel, der uns gehört? Fühlt ihn einmal an! Mein Freund ist nicht arm.»

«Öffnet ihn! Zum Donnerwetter, öffnet ihn doch! Ich will sehen.» Und ohne abzuwarten, löste der Bürgermeister selber die Riemen, starrte auf das Silber – war sogar Gold dabei und machte aus dem Tobenden plötzlich einen anderen Mann. «Aha? Soso? Geld? Wie kann man sich täuschen!»

«Politiker täuschen sich oft.»

Aber der Bürgermeister ging darüber hinweg. Überlegte – das war eben der Politiker in ihm –, noch sei der Handel trotz seiner Erbitterung keineswegs erledigt und lasse sich gütlich drehen, wenden lasse sich alles, der Kleine habe ja Geld für ein ganzes Leben, sein Lenchen sei eigentlich glücklich, und dies noch und das. Ein Dutzend Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Und während er sich auf den Heimweg begab, fügte er diesen Gedanken hinzu, ein reicher Schwiegersohn sei nicht zu verachten, auch wenn er erst in zwei, drei Jahren das Studium beendet habe und nur um Gotteswillen diesen gefährlichen Unfug mit der Totenerweckerei bleiben lasse. Denn, zugegeben, seine Vorgänger beunruhigten ihn sehr.

In der Zwischenzeit sammelte sich das Volk rings um den Gottesacker und starrte auf die fürchterliche Wirrnis, die drinnen bestand: Kreuze und Pflöcke aus Marmor, Sandstein und Granit, Erdhaufen, Gräben, Löcher wild durcheinander. Die beiden faulen Knechte des Kirchhofs, durch das Heranlaufen der Bürgerschaft aufgeschreckt, schoben sich in den Mauerschatten der Kapelle und schämten sich. Nicht war zu erkennen, ob dieser vernachlässigte Acker, in dem irgendwo irgendein Toter lag, dem Himmel oder der Hölle näher war. Die drei Schneiderinnen der Stadt warteten bleich und mit traurigen Augen; denn sie hatten früh ihre Männer verloren und nun in der Erde liegen, bloss wussten sie nicht wo. Neben dem Pferdehalter, der den Bürgermeister dreimal im Jahr nach der Universitätsstadt fahren durfte, stand erregt der Haarschneider und bewegte ununterbrochen die Finger, als knipse er vom Schädel das Haar. Eine Wäschefrau, die pflichtvergessene Hebamme, fünf Grossmütter und all die Weiber überhaupt!

Zu Hause hatten diese Leute wohlweislich die Kinder zurückgelassen, war doch das zu erwartende Schauspiel durchaus nichts für diese.

Totenerweckung! Nein, in Windeln lagen die Kleinsten und schliefen oder – wer konnte das wissen! – träumten der Mutterbrust nach, die sie eben noch in Eile erhalten hatten. Die Mittleren trotzten empört in den Kammern, stampften auf den Holzboden und stiessen mit den Stiefeln gegen die verschlossene Tür. Nur die Grösseren, die sich schlau zusammengepiffen hatten, schlichen heran und guckten über die Mauer.

Fast alle also waren da, schwatzend oder stumm, je nachdem, wie sich ein Witwer oder eine Witfrau den Umgang mit den Toten und gar noch mit einem Aufzuweckenden vorstellt. Auf die Glocken warteten sie und auf das Wunder der medizinischen Wanderer.

Wirt, Stadtarzt und Bürgermeister hingegen hockten vereinsamt in ihren Stuben, sperrten ratlos die Knie auseinander und senkten zwischen diesen den trüben Blick. Dachten: Wenn sie's nun doch tun? Wenn's meinen Erbonkel trifft? Wenn ein Toter, an die Luft gehoben, weithin verrät, was sie drunten von meiner ärztlichen Kunst halten? Wenn einer meiner Vorgänger,

dieser verfluchten Kerle, herauskommt und das Amt des Bürgermeisters wieder an sich reisst? Welche Angst man doch hat! Und wieviel Geld kostet das! Ah, wenn diese Alleskönner nur nicht auf dem Gottesacker graben!

Doch die Totenerwecker waren ganz anderswo. Sie holten frohgemut ihre Bündel und nahmen von der Wirtin, deren Wangen sich erschrecklich verfärbten, Abschied. Um Himmelswillen, wohin denn? Zur Universität. Warum so rasch? Die Professoren warten. Weshalb dieser Stich ins Herz? Oh, mein kleiner Freund versetzt bestimmt keinen Stich ins Herz!

In der Tat führte der Kleine sein Lenchen bis ans andere Tor; und der Grosse, der in der Nähe schritt, horchte mit Absicht nicht hin, was für verliebte Versprechungen sich die beiden machten. Er ahnte bloss, dass die Wirtin sehnsüchtig um die Hausecken folgte und dann unter dem Torbogen neben dem zurückgelassenen Lenchen stehenblieb, um den Wanderern nachzuschauen.

In der Wirtin Augen sammelten sich zwei perl-grosse Tränen, die langsam bis zu den Mundwin-



Sie winkten Abschied, der Grosse schwenkte das Diplom, der Kleine hob den Beutel bis über den Kopf.

keln niederrollten; und als die Zunge diese Tränen aus den Mundwinkeln holte, schmeckte es bitter. Lenchens Zünglein jedoch glitt über die untere und die obere Lippe, und das schmeckte süß.

Die Strasse dahin, immer kleiner werdend, ihr Lieben! Lichte Blumen am Rand, links oben der Rebberg, dort in der Ferne der Wald. Noch einmal wandten sie sich, gesättigt, ausgeruht und – wenn's nötig wäre – für tausend Wege bereit; sie winkten Abschied, der Grosse schwenkte das Diplom, der Kleine hob den Beutel bis über den Kopf. Dann öffnete sich der Wald mit seinem wunderbaren Grün, und drinnen zwitscherten die Vögel.

Über dem Gottesacker aber, wo das Volk mit offenen Mäulern wartete, dröhnten jetzt verheissungsvoll die Glocken der Stadt.

WENN PHILOSOPHEN ANTWORTEN

Aristoteles aus Stagira war auf der Strasse von einem zudringlichen und schwatzhaften Bekannten begrüßt worden, der den in Gedanken verlorenen Philosophen mit einem langatmigen Vortrag aufhielt. Als er endlich zu einem Ende kam, sagte er abschliessend: «Ich hoffe doch sehr, dich nicht belästigt zu haben, Aristoteles?»

«Da sei unbesorgt», antwortete der Philosoph gelassen, «ich habe dir gar nicht zugehört.»

* * *

Georg Christoph Lichtenberg, der einfallsreichste und geistvollste deutsche Aphoristiker, wurde einmal von einem eingebildeten Schwätzer gefragt, ob er ihm den Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit erklären könne.

Lichtenberg lächelte und antwortete: «Ausgeschlossen, mein Herr, denn ich könnte mir wohl die Zeit dazu nehmen, aber Sie würden eine Ewigkeit brauchen, um es zu verstehen.»

ERNST NÄGELI

Acht Schnäbelchen ...

Es war nun einmal so auf dem Grubenhof. Die junge, freundliche Frau erkannte mehr und mehr, dass sie auf verlorenem Posten kämpfte. Denn hier galt das Geld! Im Rang gleich darauf folgend kam die Arbeit mit allen jenen harten und greifbaren Dingen, die sich am raschesten und am sichersten in Geld umwandeln liessen. Und dann zählte lange, lange Zeit überhaupt nichts mehr. Selbst wenn endlich eine eingeklemmte menschliche Seele sich an der Reihe glaubte, war es keineswegs sicher, ob sie nicht durch den bitterlichen Ernst auf- oder abschnellender Kälberpreise nochmals ins Hintertreffen geriet.

Immer seltener brachte Annelis die Kräfte zu einem mutvollen Einsatz auf. Wenn sie es heut wieder tat, ging es jedenfalls nur um eine lächerlich kleine Sache – ohne den geringsten Einfluss auf das Leben des Grubenhofes.

Vor der Scheune, zwischen Tennstor und Brunnen, hatte Hans eine ältere Giesskanne aufgehängt. Das Gefäss diente ihm jeweils, um bei föhnigem, trockenem Wetter das in der Tenne gelagerte Futtergras feuchtzumachen. Heut nun bemerkte Annelis von ihrer Gartenarbeit weg, wie immerzu eine Kohlmeise auf die Kanne zuflatterte. Bei näherem Zusehen ergab es sich, dass das Vögelchen wirklich Nistmaterial im Schnabel trug.

«Hans, bitte», sagte Annelis, als ihr Mann mit dem Knecht vom Felde heimkam, «nimm die Giesskanne nicht mehr vom Nagel! Ein Kohlmeisenpärchen hat sie zum Nistplatz erwählt.» Tatsächlich – wenn man auf eine umgekehrte Futterkiste stand und vorsichtig durch die Öffnung blickte, erkannte man einen Haufen Baummoos und mitten in diesem Haufen eine kleine Mulde, die schon ein wenig mit Flaum gepolstert war.

Hans lachte. Nicht eigentlich roh, aber es war doch das Lachen eines Menschen, der die für ihn und sein Leben massgeblichen Dinge längst unwiderruflich eingeordnet hat und bei dem bei-